

# Allerlei Erinnerungen aus Reigoldswil aus der Zeit vor 80 und 85 Jahren [Fortsetzung]

Autor(en): **Zehntner, L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Baselbieter Heimatblätter**

Band (Jahr): **17 (1952-1953)**

Heft 4

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-859714>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Allerlei Erinnerungen aus Reigoldswil aus der Zeit vor 80 und 85 Jahren.

Von Dr. L. Zehntner, Reigoldswil.

(Fortsetzung)

## Das Aussehen der Dörfer.

Die Dörfer, auch die in Stadtnähe, machten in meiner Jugend lange nicht den guten und saubern Eindruck wie heutzutage. Die Häuser wurden wenig unterhalten und es sah in vielen Ortschaften, auch bei uns in Reigoldswil, stellenweise armselig aus. Die Strassen und Gassen befanden sich in schlechtem Zustand, waren meist auch schmaler als heute, schon wegen der vielen Mistgruben, die zahlreich ihnen entlang lagen. So fand sich bei uns eine lange Reihe zwischen Bach und Strasse, von der Schmiede weg bis hinauf zum Brunnen auf der Höhe der Bäckerei Gysin. Ganz ähnlich in der Postgasse aufwärts und abwärts, wo ja noch heute Reste dieser in der Landwirtschaft unentbehrlichen Einrichtungen bestehen. Im Rüschel wurde die Strasse auf der Höhe der Telephonzentrale durch eine Batterie kleiner Mistlegen beengt und auch an der Rüschelgasse, d. h. vom Hause des Spenglers Frey abwärts, prangte dem Bach entlang eine Mistlege an der andern. An mehreren Stellen ergoss sich die Jauche auf die Strasse, wenn sie nicht einen Weg in den Bach fand. Die wenigsten Häuser waren mit Dachkäneln versehen, so dass sich das Regenwasser von den Dächern auf die Gassen ergoss und mit dem Strassenstaub eine dicke Lage Kot bildete.

Damals, als der Hauptverdienst von der *Hausposamenterei* abhing, trieben eben alle Leute etwas Landwirtschaft, um einigermaßen gegen die hin und wieder auftretenden Krisen in der Industrie geschützt zu sein. Jedermann wollte neben dem Gemeindeland noch etwas eigenes Land besitzen, der eine mehr, der andere weniger, um so die hauptsächlichsten Nahrungsmittel selbst produzieren zu können. Wo es nicht zum Halten von Rindvieh langte, begnügte man sich mit ein paar Ziegen. Einige Hühner und oft auch ein Schwein vervollständigten den Viehbestand. Deshalb gab es damals die vielen Mistgruben, aber andererseits auch keine leeren Scheunen wie heute.

Der Dorfbach war immer voll Unrat, viel ärger noch als heute, weil neben viel anderem alle toten Hühner und Katzen hineingeworfen wurden. Hühner wollte beinahe niemand essen, es graute den Leuten davor; also wurden die unrentabeln getötet und in den Bach geworfen. Merkwürdigerweise gab es aber doch eher mehr Fische als heute, vermutlich weil damals noch nicht so viel schädliches Abwasser aus den Häusern in den Bach geleitet wurde wie heutzutage.

Ganz schlimm sah es mit den

## Wohnungen

aus, sowohl was ihre Einrichtung als die Raumverhältnisse betrifft. Man kann sich die Zustände, wie sie damals waren, heute kaum vorstellen, und Reigoldswil stellt wohl ein besonders krasses Beispiel dar. Unser Dorf zählte 1870 1409 Einwohner, das sind 266 mehr als heute. Ausserdem mussten die Wohnungen noch mindestens 300 (1856 306 Stühle) der grossen Seidenband-Webstühle aufnehmen, die in den besten und hellsten Zimmern plaziert waren, oft 2 bis 3 im selben Raum. Da keine Arbeitszeit vorgeschrieben war, wurde viel zur Nachtzeit gearbeitet, gelegentlich, wenn die Ware pressierte, die ganze Nacht durch. Als Beleuchtung dienten die schon erwähnten «Funseln», einfache Blechge-

fässe mit einem Docht, ohne Lampenglas, die viel Dampf und Rauch erzeugten. In jedem Raum brannten gewöhnlich ihrer drei, eine beim Webstuhl, eine bei der Windmaschine und eine beim Spülrad. Mit der Lüftung der Zimmer hielt man zurück, besonders zur Winterszeit, denn Kälte und Feuchtigkeit beeinträchtigten den Gang der Webstühle. Man musste in erster Linie dafür sorgen, «dass die Ware gut lief», denn davon hing der Verdienst wesentlich ab. Trotz der schlechten Luft schliefen viele Posamenter infolge Raummangel in den Stuben, wo die Posamentstühle standen, ja an manchen Orten hatte man unter der «Chouscht» eine Art grosser Schublade angebracht, die abends hervorgezogen wurden und dann als Bettchen für die Kinder dienten. Als ich einmal als Primarschüler für meinen Vater bei einem Posamenter etwas besorgen musste — es war zur Winterszeit —, entdeckte ich unter der Chouscht eine Anzahl Hühner, die dort überwinterten. Im Abteil daneben waren hinter einem Vorhang Turteltauben untergebracht. Diese interessierten mich natürlich sehr. Als ich frug, wozu diese Vögel dienten, erhielt ich von der Hausfrau die Antwort: «Die Tuube müesen is d Gsüchti ewäg rugge!»

Die grösseren Kinder schliefen in Nebenstuben oder in abgewandeten Kammern, aber oft auch auf dem offenen Estrich. Das habe ich mit einem meiner Brüder auch mitgemacht, obschon bei uns zu Hause nicht posamentet wurde. Ich erinnere mich noch sehr gut daran, wie im Winter bei starkem Wind wir am Morgen Schnee auf unserer Bettdecke fanden. Er war unter den Ziegeln durch hineingeweht worden.

Zum beschränkten Raum kam, dass die Stubenböden durchweg aus breiten Dielen bestanden, die fingerbreite Fugen aufwiesen. Diese füllten sich mit der Zeit mit allerlei Unrat, wo sich manches Ungeziefer aufhielt. Wenn auch nicht genügend gelüftet wurde, so hielten die Leute doch anderweitig auf Sauberkeit. Jeden Samstag wurden die Zimmerböden, Stühle und Bänke mit viel Wasser und Sand gefegt und weissgescheuert. Aber durch dieses regelmässige «Pflättere» wurde auch der Unrat in den Fugen jeweilen aufgeweicht, und da sich namentlich die Jugendstadien der *Flöhe* mit Vorliebe dort aufhielten, entwickelten sich diese Insekten derart, dass sie eine wahre Plage bildeten. Seitdem in neuerer Zeit die alten Stubenböden herausgerissen und durch gutschliessende Riemenböden ersetzt worden sind, hat es in diesem Punkt enorm gebessert. Die neuen Böden werden nicht mit Wasser, sondern mit Bodewichse auf der Basis von Terpentinöl behandelt und dagegen kommen die Flöhe nicht auf. Ich muss bekennen, dass ich in den 30 Jahren, die ich wieder im Dorfe wohne, noch nie einen Floh gespürt habe!

Die *Küchen* waren früher meist in primitivem Zustande und schlecht beleuchtet. In ihnen wimmelte es nur so von «Schwabenkäfern» (Küchenschaben), die in der Nähe der Feuerherde gute Schlupfwinkel fanden.

Bei manchen Leuten herrschte oft Unordnung in den alten Wohnungen und dort waren auch Wanzen und Kopfläuse zu Hause. Mit den letztern machte man namentlich in der Primarschule Bekanntschaft, als man von den Kindern der verlausten Familien angesteckt wurde. Ich habe diese Kerbtiere in unangenehmer Weise in Erinnerung. Wir waren gleichzeitig drei Geschwister in der Schule und alle drei empfindlich für den Biss der Läuse. Was hatte da die gute Mutter eine Zeitlang zu tun, bis alle drei täglich mehrmals mit dem feinsten Kamm behandelt und von den lästigen Insekten befreit waren! Das viele Kämmen wurde bald schmerzhaft, weil der Haarboden schliesslich wund wurde. Glücklicherweise verleidete die ewige Lauserei unserer Mutter bald. Sie wandte sich klagend an die Schulpflege und verlangte eine Inspektion der Wohnungen, um die Läusenester ausfindig zu machen. Das geschah gründlich, weil an-

dere Frauen die Mutter unterstützten. Die betreffenden Familien nahmen sich in der Folge zusammen und die Läuseplage in der Schule wurde auf ein erträgliches Mass zurückgedämmt.

Angesichts der geschilderten Wohnverhältnisse taucht unwillkürlich die Frage auf, ob es unter der Bevölkerung nicht gar viele

### Krankheiten

gegeben habe. Gewiss war das der Fall, aber im grossen und ganzen lief alles noch gnädig ab. Die schwachen Naturen starben eben schon im Kindes- und jugendlichen Alter und nur die Starken widerstanden. Namentlich starben viele kleine Kinder weg, weil die Säuglingspflege auf dem Lande im Argen lag. Die Geburten waren viel zahlreicher als heutzutage und trotz grösserer Sterblichkeit gab es eine ganze Anzahl von Familien mit zehn, zwölf und mehr Kindern. Obschon das Durchschnittsalter gegen heute tief lag, gab es doch auch recht alte Leute. Meine Grossmutter, die zwölf Kinder zur Welt gebracht und grossgezogen hatte, starb mit 85 Jahren. Obschon ich bei ihrem Tode noch nicht schulpflichtig war, erinnere ich mich heute noch an die Mitteilung des Pfarrers anlässlich der Beerdigung, sie habe 70 Enkel und Urenkel hinterlassen! Mein Vater erreichte ein Alter von 86 Jahren und auf einem der Höfe Reigoldswils starb ein Mann mit 96 Jahren. Offenbar wirkte sich der allgemein herrschende Landwirtschaftsbetrieb, sei es auch in kleinem Masstabe, als Gegengewicht gegen die erhöhte Sterblichkeit resp. die ungünstigen Wohnverhältnisse vorteilhaft aus. Dass die Leute neben dem Posamenten das Vieh, das Land und den Pflanzplatz besorgen mussten, tat ihnen gut.

Zurückkommend auf die *Kopfläuse* soll noch folgendes Münsterchen festgehalten werden. In der ersten Klasse der Primarschule kam ich neben ein Jüngelchen mit dünnem, hellblondem Haar zu sitzen, dem hie und da eine Laus von selbst auf die Schiefertafel fiel, wo sich solch ein Tierchen gar deutlich abhob. Auf den Biss der Läuse war er offenbar wenig empfindlich und so stand er mit ihnen eher auf freundschaftlichem Fuss. Wenn nun das herabgefallene Tierchen auf der Schiefertafel herumspazierte, griff der Junge ins Haar und holte sich noch einige Exemplare herunter. Dann zog er quer über die Schiefertafel einen Strich, stellte die Kopfläuse in Position und wir schauten interessiert zu, welche von ihnen wohl zuerst das Ziel erreicht haben werde. Dass ich bei diesem Spiel auch von den bissigen Tierchen auf meinen Haarboden kriegte, ist leicht zu begreifen, und dass uns der Lehrer bei unserm Spiele nicht erwischte, ist erklärlich, wenn man vernimmt, dass er in drei Klassen über 80 Schüler zu betreuen und zu beaufsichtigen hatte. Unmöglich, dass er überall zum Rechten sehen konnte.

Man darf nun aber nicht glauben, dass all die geschilderten Zustände nur in Reigoldswil geherrscht hätten. O nein! Aehnlich sah es überall in der Umgegend aus und auch im untern Kantonsteil, ja sogar in der Stadt Basel war es in vielen Quartieren nicht besser bestellt. Mein Vater war Arzt in Reigoldswil und besorgte die Patienten in einem Umkreis von etwa drei Stunden zu Fuss. Mehr als einmal hörte ich ihn erzählen, dass er an manchen Orten, wenn er Kranke zu untersuchen hatte, nicht lange hinsah, wo er seinen Laufstecken oder Schirm hinstellen oder aufhängen konnte. Er steckte ihn einfach in den Boden! Es war eben oft in den ebenerdigen Wohnungen kein Bretterboden da, sondern nur feuchte, festgestampfte Erde.

### Heutige Zustände.

All das hat in neuerer Zeit stark gebessert. Die Strassen und Häuser werden vorbildlich unterhalten, so dass die Ortschaften meist sauber und aufgeräumt, ja schmuck aussehen. Auch die *Wohnverhältnisse* sind ganz bedeutend besser geworden, namentlich seit der Einführung der Elektrizität. Die zahlreichen Posamenter wurden nun, da die Webstühle elektrisch betrieben wurden, weniger angestrengt. Der Verdienst war bei kürzerer Arbeitszeit etwas grösser, was dazu beitrug, dass sich die Leute mehr ihres persönlichen Wohlbefindens annehmen konnten. Nach meiner 30jährigen Abwesenheit vom Heimatdort fiel mir bei meiner Rückkehr die grosse Verbesserung besonders auf. Durch zahlreiche Neu- und Umbauten hatte sich das Dorf vergrössert. Mit dem Rückgang der Seidenband-Heimindustrie waren mit der Zeit die meisten Webstühle aus den Häusern verschwunden und die betreffenden gut beleuchteten Stuben für Wohnzwecke zur Verfügung gekommen. Wie sehr die Wohnverhältnisse seit den siebziger Jahren sich verbessert haben, wird dadurch verdeutlicht, dass, trotzdem die Bevölkerung um 266 Seelen zurückgegangen ist und gegen 90 neue Wohnungen hinzugekommen sind, heute im Dorf kaum ein freies Zimmer gefunden werden kann! Was mich aber bei meiner Rückkehr am meisten freute, ist, dass die Leute, als sich ihre Lebensbedingungen hoben, nicht zuerst an Flitter und Tand, auch nicht an das Schaffen von Bankguthaben gedacht haben. Nein, in erster Linie haben sie ihre Wohnungen wesentlich verbessert. Das zeugt von gesundem Menschenverstand, und das rechne ich meinen Mitbürgern hoch an.

## Heimatkundliche Literatur Neuerscheinungen

*Führer durch Arlesheim*, herausgegeben vom Verkehrsverein Arlesheim. Arlesheim 1952. Preis 50 Rp.

Das mit dem Gemeindewappen und einer schönen Ansicht der Burg Birseck geschmückte Heftchen bringt in konzentrierter Form eine Chronologie der geschichtlichen Ereignisse des Bezirkshauptortes. Dann folgen Vorschläge für Spaziergänge und Wanderungen, illustriert durch gute photographische Aufnahmen des Vereinspräsidenten J. K. Häring. S.

*Bossert Helene, Underwügs*. Mundartgedichte. 39 Seiten. Selbstverlag, Sissach 1951. Auch zu beziehen in der Buchhandlung Landschäftler, Preis Fr. 2.70.

Das durch schmissige Federzeichnungen des Diegter Graphikers *Walter Blapp* geschmückte Bändchen schildert in heimeligen Gedichten ein Frauenschicksal. Angefangen beim lustigen «Chinderspil», blicken wir in die Jungmädchenjahre mit ihren «Maitliluune.» Die Jahre gehen, Enttäuschungen stellen sich ein, aber ein fröhliches Gemüt hilft weiter und sagt «jo zu däm wo chunnt.» In der Erfüllung der weiblichen Bestimmung klingt das Bändchen aus: «Jetz het mys Läben erscht e Sinn, s Härz cha si afe wyte.» — Helene Bossert zweites Bändchen sei Freunden unserer heimatlichen Mundart, die Sinn für eine gesunde, lebensbejahende Einstellung haben, warm empfohlen. S.

*Suter P., Die Gemeindewappen des Kantons Baselland*. Kant. Drucksachen- und Materialzentrale, Liestal 1952. 172 Seiten mit 182 Textbildern und 76 farbigen Wappenzeichnungen. Preis des Leinenbandes Fr. 8.—

Unter diesem Titel ist Ende 1952 in der kantonalen Drucksachen- und Materialzentrale der prächtig ausgestattete erste Band der *Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Baselland* erschienen, in dem *Paul Suter* mit grossem Verständnis die Hoheitszeichen der Gemeinden von Baselland bespricht und zugleich Rechenschaft von der umfangreichen Arbeit ablegt, die seit dem 1. September 1937 von der Subkommission für Gemeindewappen geleistet worden ist.

In dieser einzigartigen heimatlichen Schilderung fällt sogleich eine enge Verbundenheit der beschriebenen Hoheitszeichen mit den dazu gehörigen Menschen auf, die jeden Freund des Baselbietes in ihren Bann zieht und reichen Aufschluss über so viele ideelle Bindungen zwischen den Bewohnern und ihren Dörfern vermittelt, die teils Gefahr laufen, in Vergessenheit zu geraten, teils erst vor kurzem geknüpft worden sind.

Nach kleineren, aber nicht minder wertvollen zusammenfassenden Aufsätzen der Herren